Supernova, Kernfusion: Romanauszug

Mein Tag beginnt regelmäßig da, wo für die meisten alles schon geendet hat: in unserem Hochhauskomplex. Ich meine das gar nicht böse. Aber hier schallen zu den unchristlichsten Zeiten wirklich viele Scheißdraufs und Verpissdichs durch die Wände. Laut meinem Vater landen hier nur zwei Sorten Menschen: Die, die in der richtigen Welt was verbockt haben, und die, die sich keine eigene schaffen können. Als ich wissen wollte, zu welcher Sparte wir gehören, konnte er mir keine Antwort geben, und trotzdem habe ich seine Worte aufgehoben. So wie andere in Gold investieren, um später mal reich zu werden, legte ich seine Worte an, um später mal nicht traurig zu werden. Seitdem habe ich manchmal das Gefühl, dass ich auf der falschen Fährte bin.

Ich wohne in einer Stadt, die an Hässlichkeit nicht zu übertreffen ist. So kam es zumindest mal im Fernsehen und stand in ähnlichem Wortlaut auch schon in der Zeitung. Ich habe lange nicht verstanden, wieso Plattenbauten, Hochstraßen und Industrieschornsteine „das Stadtbild versauen". Ich fand die Autohausanzeigen auf den Bildschirmen und die Zahnweißwerbung in den Klatschblättern immer erschreckender als die angebliche Perspektivlosigkeit und Verwahrlosung unserer Straßenzüge. Besonders befremdlich kommt mir vor, dass man Newsbeiträge und Skandalberichte damit einleitet und abrundet, als wären wir ein Fleck, der weniger stört, wenn man so tut, als gehöre er zur Einrichtung dazu.

Wir leben in einer Sozialwohnung, das ist ein Glück, denn für uns gibt es hier nur wenig bezahlbaren Wohnraum. Ich gehe noch zur Schule und meine Mutter wird von einer Supermarktkette bezahlt, die nur mit Plastikmüll großzügig ist. Ich finde, unser Hochhaus sieht aus wie ein Luftschloss. Die

meisten sagen, es sieht aus wie ein Gefängnis. Vielleicht trifft auch einfach beides zu. Es ist wuchtig und dunkel, aber ragt so weit in den Himmel, dass uns immer ein frischer Wind um die Nase weht. Durch offene Fenster hört man Fernsehen, Krawall und helle Kinderschreie, oder eingesperrte Vögel, wer weiß. Die hundert kleinen Balkone unterscheiden sich nicht voneinander, außer durch den Bleichgrad ihrer aufgehängten Wäsche und die Intensität ihrer Zigarettenrauchschwaden.

Manchmal fällt von einem der Stockwerke über uns ein Ei herunter, saust an unseren Köpfen vorbei und landet mit einem großen Klatsch auf dem heißen Asphalt. Eier regnet es hier oft, auch Zigarettenstummel oder Plastiktüten. Meine Mutter sagt, die Leute hier haben nichts zu tun. Ich bin mir nicht sicher, ob das stimmt. Wer viel zu tun hat, spart sich doch viel eher den Weg zur Mülltonne.

Heute steht die Luft zwischen Asphalt und Dachterrassen. Es ist Sommer und warm, und in meinem Bauch brummt es, wie Hummeln und Presslufthämmer. Ich muss Zeitungen und Prospekte verteilen und schnalle mir dafür Rollschuhe um. Unter meinen Rädern knirscht der nachlässig aufgeschüttete Kies. Vielleicht ist es auch die Winterstreu, die niemand jemals wegräumt und die sich Jahr für Jahr akkumuliert und die schwere Stadtluft im Sommer noch staubiger macht. Wir wohnen an dem Ende der Stadt, an dem niemand sich für den Unterschied interessiert.

Ich fahre ein bisschen schneller, ein bisschen mehr Knie, ein bisschen mehr Ellenbogen, ein bisschen mehr Kernenergie. Der Wind meiner eigenen Raketengeschwindigkeit rauscht in meinen Ohren. Meine Bewegung bringt die Luft in Bewegung. Als kühle Streifen auf meiner Haut in der nachtwarmen Morgendunstglocke. All das Grau um mich herum verschwimmt zu einem Nebelfeld und ich konzentriere mich auf die Farbtupfer, auf die Flächen, Fontänen und Funken, die

aus den Tempolimits, Werbeplakaten und Straßengeräuschen auf mich herabprasseln. Je mehr Farben meine grauen Zellen miteinander verquirlen, desto energiegeladener fühle ich mich. Ich bin mein eigenes kleines Kernkraftwerk.

Du kennst das bestimmt, wenn du in grelles Licht schaust und dann die Augen schließt. Die bunten Flecken und Muster auf deiner Netzhaut, die sich bewegen und flackern und pulsieren. So ähnlich kannst du es dir vorstellen. Nur besser. Die Farben liegen mir im Blut. Ich bin mein eigenes Kaleidoskop. Sobald ich mich bewege, verändern sich die Farben, und es sind immer die gleichen Fragmente, aber niemals zweimal dieselben Bilder. Wenn ich renne oder mich schnell bewege, bauschen sich die Farbpigmente zu Wolken auf und ziehen Fäden, wie Wasserfarben in einem Glas Wasser. Als ich das gecheckt habe, habe ich mir Rollschuhe zugelegt.

Ich habe einen Künstler im Kopf, der mir milliardenschwere Gemälde malt. Ich bin nicht verrückt. Ich habe keinen Knall. Ich bin gesund. Kerngesund. Denn eigentlich bin ich der Künstler. Wenn du es so willst. Das, was ich habe, nennen Wissenschaftler Synästhesie. Das bedeutet, dass ich Sinneseindrücke miteinander vermische. Wenn ich einen Ton höre oder einen Buchstaben lese, sehe ich dazu eine Farbe. Genau eine Farbe, es ist für jedes einzelne Geräusch und alle Worte dieser Welt immer dieselbe.

Meine Neuronen funktionieren nicht wie bei den meisten Menschen. Ich habe dieselbe Anzahl an Synapsen, aber sie sind stärker verknüpft als deine. Um genau zu sein, sind sie hyperaktiv. Und wenn du jetzt denkst, wow, das muss anstrengend sein: Das ist es nicht. Es macht vieles ganz einfach. Es macht mein Leben bunt. So bunt, dass kein Fleckchen Grau überlebt. Nicht eins. Nicht mal die ganz schwarzen Löcher. Ich trage einfach nur einen Regenbogen mit mir herum.

Die bedruckten Papierstapel in meinem Rucksack verschwinden in den Briefkastenschlitzen dieser Stadt. Der Qualm der Schlote steigt auf zu den Quellwolken am Himmel. Die Hitze der Fabriken wird eins mit der Sommerglut. Ich atme den stickigen, staubigen Atem der Großstadtstraßen ein, der sich mit dem stickigen, staubigen Atem der Menschen vermischt. Überall heißt es, die Stadtluft sei schwer von Feinstaub und Abgasen, dabei ist sie schwer von Geschichten. Hinter jeder Straßenecke verbergen sich Dramen oder Komödien, zwischen Wänden und Mauern liegen Sehnsucht und Verzweiflung brach. Neben, unter, über mir wohnen vertraute Stimmen, zitternde Hände und fremde Herzschläge. Bauarbeiter stapfen über Schienen, Tauben staksen über Gitterböden. Freudenschreie und Kreissägen, Donnergrollen und Baumaschinen – ich habe aufgegeben, die Farben nach Geräuschen zu sortieren. Ich habe so oft gehört, dass die Stadt nicht dem echten Leben entspricht, dass sie zu laut und zu stählern und zu künstlich sei. Man flüstert es sich zu, in U-Bahn-Stationen und Warteschlangen. Und das Gerücht hält sich hartnäckig, dass das Leben hier weniger Wert sei und dass man irgendwas dagegen tun müsse. Wir machen aus einer einzigen Welt zwei, Himmel und Hölle, und im schlimmsten Fall merken wir nie, dass es keinen Unterschied gibt. Das Gute und das Schlechte, das Lebendige und das Konstruierte, das Echte und das Unechte, das Bunte und das Farblose gehören untrennbar zusammen. Unsere Stadt ist wie ein Herzmuskel, pumpt Blut und Sauerstoff und hält uns am Leben, und nimmt doch mit jedem Pumpstoß ein Stückchen unseres Lebens wieder mit. Aber bis wir das nicht verstanden haben, bis wir uns nicht mehr gegen den Minuspol wehren, brauchen wir uns nicht wundern, wenn für unseren geschlossenen Stromkreis etwas fehlt.

Als ich endlich alle Zeitungen los und einmal quer durch die

Stadt gefahren bin, geht mir die Kraft in den Beinen und die Kraft im Kopf aus. Ich rolle nach Hause, nehme den Fahrstuhl und öffne unsere Wohnungstür. Der Fernseher läuft auf halber Lautstärke, aus der Musikbox plärrt belangloser Pop und im Radio reden zwei Moderatoren aufeinander ein. Meine Mutter ist auf dem Sofa eingeschlafen, ihre Unterschenkel baumeln über der Lehne und ihre Zehen sind schneeweiß von Mehl. Seit letzten Herbst alles in sich zusammenfiel und aus Luft ein Vakuum wurde, gibt sie sich noch mehr Mühe. Aber in einen Menschen passt nur begrenzt viel Traurigkeit, und wenn sie überläuft, wird das furchtbar chaotisch.

Das ganze Ausmaß der Katastrophe sehe ich, als ich durch die offene Schiebetür in die Küche schleiche. Auf dem Klapptisch stehen angebrannte Pfannkuchen, auf den eierschalenfarbenen Fliesen kleben Teig und Marmelade und der Herd glüht noch warm und rot. Unser Feuermelder liegt abgeschraubt in der Spüle und der Raum riecht nach feuchtem Feuerholz. Ich schalte die Herdplatten aus, wische den Boden und werfe die schwarzbraunen Pfannkuchen in den Müll. Dann setze ich mich auf den nächsten Küchenstuhl und stütze mein Gesicht in meine Hände, gerührt von den Pfannkuchen und aufgebracht über die Leere. Ich sage mir, dass es nicht leicht für sie ist, eine Liebe zu verlieren. Ich sage mir, dass sie sich nie beklagt, auch an undankbaren Tagen. Ich sage mir, dass sie sich immer anstrengt, und dabei eben nicht immer alles klappt. Aber ich weiß, dass ich mir nicht die Wahrheit sage. Der Lärm und die tausend wirren Farben tun es. Die Stille und der eiserne Geschmack in meinem Mund tun es. Meine Mutter schwebt in Gewitterwolken und lässt mich im Stich, ich schwimme in Pfützen und sammle den Regen.

Weil ich sie nicht wecken will und das Chaos in unserer kleinen Wohnung nicht mehr aushalte, steige ich nochmal in den Fahrstuhl und fahre nach oben – ganz nach oben, ins

oberste Stockwerk. Der letzte Stock hat eine fest verriegelte Tür, die man nur mit Tricks und viel Übung aufbekommt. Ich laufe ans gegenüberliegende Ende des Hochhausdaches und lehne mich so weit über die Kante, dass ich in fünfundsiebzig Metern Höhe schon wieder fast den Asphalt riechen kann. Ich atme geräuschvoll aus, das khakifarbene Geräusch meines Atems komplementiert die feuerroten Beschleunigungs- und Bremsgeräusche hunderter Motoren aus Straße, Luft und Industrie, verschmilzt mit dem azurblauen Aufjaulen von Sirenen und verläuft sich im alltäglichen Klopfen, Brummen und Vibrieren meiner Stadt. Für die meisten Bewohner eine appetitlose Suppe aus Umwelt- und Lärmverschmutzung, für mich das vertraute Mosaik aus Farben und Beigeschmäcken eines selbstgebastelten Hochsicherheitstrakts. Ich strecke meinen Arm aus und verstecke den Fernsehturm hinter meiner flachen Hand, die Chemiefabrik hinter meiner Faust, die Kuppel des Hauptbahnhofs hinter meinem Daumen. Dann forme ich einen Kreis mit Daumen und Zeigefinger und lasse die Bauwerke wieder durch, eins nach dem anderen. Ich sehe meine Stadt, wie ich will, kann ein- und ausblenden, was für mich überlebenswichtig oder unerreichbar ist.

Ich hatte nie das Gefühl, in diese Stadt zu gehören. Und nach fast sechzehn Jahren bin ich mir ziemlich sicher, dass es genau andersherum ist: Die Stadt gehört in mich. In meiner Brust schlagen hunderttausend Seelen, anstelle der Aorta pulsiert die Hauptverkehrsader. Durch meine Venen fließen Chemikalien, Schmieröl und Benzin. Meine Niere filtert Feinstaub, meine Lunge atmet Stickstoff und Kohlendioxid. Jeder normale Mensch würde verrückt werden, im besten Fall. Aber ich habe meinen eigenen Verteidigungsmechanismus, den ich nicht nur beherrsche, sondern perfektioniert habe. Mein Gehirn arbeitet wie ein Umspannwerk, das diesen Informationsfluss verteilt. Aus Elektrizität werden Sinne, aus Hochspannung werden

Farben und aus einem mittelmäßigen Leben wird ein gutes, eins, das jederzeit viel wert ist. Das funktioniert, immer. Auf meine Trafos ist Verlass, denn ich habe erlebt, was bei mangelnder Wartung passiert, auf Stromausfälle bin ich vorbereitet, vor Kurzschlüssen bin ich gefeit.

Du warst das nicht.

Dein Verschwinden war mein erster großer Schrecken, frühmorgens im August, und dein Tod mein letzter, spätnachmittags im Oktober. Deine Beerdigung war bernsteinfarben, wie zähflüssiger Honig, weil die von dir hinterlassene Leere alles in Sepiatöne tauchte. Deine trockene Hand auf meiner Stirn, deine stockende Stimme, scheuernd wie Schleifpapier, deine müden Augen, tief und verschlossen wie ein Moor. Von dir habe ich gelernt, dass manche Dinge unendlich sind, wie deine Liebe, und manche Dinge enden, wie deine Geduld mit unserem Leben. Unser letzter brauchbarer Moment war rostbraun. Das ist gut und schlecht, glücklich und traurig, denn irgendwas ist immer rostbraun: Dächer oder Herbstlaub oder Backsteinmauern. Rostbraun ist die liebevollste Farbe.

Manchmal, wenn man zackig fährt, auf direktem Umweg irgendwohin, schneller als die Autos auf der vierspurigen Kreuzung, dann haftet es sich an Beton, verschwindet in den Schlaglöchern, sickert in die Straßenschächte. Dann wird es nur zu einer Farbe von vielen, dann ist alles fast wieder gut.

Nur heute nicht.

Ich halte mir mit beiden Händen die Ohren zu, und das beständige Rauschen meines Blutes hört sich an wie Walgesänge, zweihundert Meter unter der Wasseroberfläche. Genauso hat es sich auch angehört, als sie mir sagten, dass du jetzt tot bist, zwei Meter unter der Erdoberfläche. Rostbraun ist die schmerzhafteste Farbe und heute muss ich hin.

Nach ein paar Minuten Fahrt rolle ich auf unseren Bahnhof

zu und bremse erst kurz vor den Straßenbahngleisen. Das raue Kratzen auf strapaziertem Asphalt klingt warm und nach Sonnenbrand. Meine Rollschuhe ziehe ich einfach aus. Keiner schaut hier noch komisch, auch nicht, wenn man barfuß geht oder Kauderwelsch faselt oder sich sonst wie seltsam benimmt. Jeder hat schon alles gesehen und mit viel weniger schon viel mehr erlebt. Dienstags ist der Kalender nur ein weißes Kästchen mit Zahl. Abends kommt man drinnen und draußen früher zur Ruhe. Aus geöffneten Fenstern scheppern Porzellan oder Schüsse aus Nahost. Ich kicke eine leere Dose vor mir her, bis die letzte Bahn der Linie 13 endlich über die ächzende Stahlbrücke verschwindet.

Nach den 20 Uhr-Nachrichten gibt es am Hauptbahnhof nur noch zwei Sorten von Gestalten: die, die etwas suchen, und die, die es nicht finden konnten. Ich laufe über den asphaltierten Straßenbelag und versuche mal wieder, mich selbst von deinen guten Absichten zu überzeugen. Fast schon lächerlich akribisch, wie ich einen Fuß vor den anderen setze, mit allem rechnend, mit im Schatten überlebenden Pfützen, mit einem sich plötzlich auftuenden Graben, mit Plastik, Glas oder Glut, viel vorsichtiger als du. Ich bin dein Gegenteil: Mein Leben hat null Mikromort. Keine wilden Autofahrten, keine Drahtseilakte im Vollsuff, keine Kriminalverbrechen. Ich gehe keine Risiken ein.

Die Sonne geht in meinem Nacken unter, hinter der mit zerfledderten Plakaten beklebten Litfaßsäule. Umdrehen kommt nicht in Frage, nicht im späten August um 20:45 Uhr auf 49° 28′ 50″ N und 8° 28′ 10″ O. Viel zu viel Angst zu verstehen, was du gefühlt hast, wenn ich sehe, was du gesehen hast, wenige Wochen bevor du dich gegen das Bleiben entschiedest. Ich versuche mich davon zu überzeugen, dass du noch am Suchen warst und dir von den letzten Sonnenstrahlen

und dem leisen Gluckern aus den Straßenschächten eine Antwort erhofft hast.

Das Licht fließt bernsteinfarben um die Holzbank herum, die ich ansteuere. Sogar der vergilbte Pressspan glänzt rötlich in der Abendsonne. Ich setze mich verkehrtherum darauf, nur mit der Pokante natürlich. Ich forme meine linke Hand zum Dosen- und zwei Finger meiner rechten zum Zigarettenhalter. Meine Kehle brennt warm, meine Lunge ist reißfest und steif wie Karton, in allen meinen Fasern hängt alter Rauch, Jeans und Herzmuskel. Ich muss nicht rauchen, um zu ahnen, wie es sich anfühlt, mitsamt Glimmstängel zu verglühen. Die eingebildeten drei Promille lassen mich zittern. Wie kann man Augusttage versaufen, bis es Februarnächte sind?

Einfach so, denke ich.

Ein Schnips, und du warst aus.

Vielleicht war es einfacher, als die Hände zu Fäusten zu ballen.

Einfachheit war mir immer ein Rätsel.